

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 100.

Dienstag, 30. April.

1929.

Der Moro-Konzern.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

Roman von H. Wesrauch.

Die Aussagen Moros und Kraatz' waren trotz scheinbaren Wohlwollens doch für Brandt ungünstig. Beide Zeugen hatten ihn unter voller Anerkennung der sympathischen Züge, die von allen Seiten gerühmt wurden, als einen gewalttätigen und reizbaren Menschen geschildert, was sich bei geschäftlichen Besprechungen des öfteren erwiesen habe.

Die Befundungen des Jägers der Herrschaft Schonburg waren dem entgegengesetzt. Er kannte den Angeklagten schon von Kindheit an und wußte von dessen Charakter nur Gutes zu sagen. Der Umstand aber, daß Brandt, der am Abend vor dem Morde noch mit ihm auf Nachsuche gewesen war, nichts von seiner Absicht gesagt hatte, die Nacht in der Hütte zu verbringen, wirkte äußerst belastend und konnte durch Brandts Erklärungen nicht genügend begründet werden.

Die Aussagen der Zeugin Katharina von Hollen waren von so viel Liebe und Sorge für den Angeklagten getragen, daß sie zwar im Gerichtssaal allgemeines Mitgefühl erweckten; doch konnten sie ansehnlich der zwischen dem Mädchen und dem Ingenieur bestehenden Beziehungen auf entscheidendes Gewicht natürlich keinerlei Anspruch erheben. Als sich das junge Mädchen unter dem Eindruck der verzweifeltsten Lage ihres Geliebten schließlich in den Saal wandte, mit der Frage, ob denn hier kein Retter sei, und als sie dann mit vor Tränen erstarrter Stimme die Geschworenen ansah, doch diesen Menschen nur anzusehen, um zu wissen, daß er kein Mörder sein könne, da ging eine tiefe Bewegung durch den Zuschauerraum.

Graf Schonburg hatte von der Zeugenbank aus den Gang der Verhandlung bald mit fieberhafter Spannung verfolgt, bald, den Blick starr zu Boden gerichtet, totendleins dagesessen. Als Katharina sprach, hingen seine Augen an den Lippen des Mädchens, und er zeigte eine Unruhe, die mehrfach die Aufmerksamkeit auf ihn zog. Bei dem Appell des Mädchens an die Anwesenden, den Unschuldigen zu retten, drohte er seine Haltung zu verlieren.

Die Zeugenvernehmung neigte sich ihrem Ende zu, ohne daß ein den Angeklagten entlastendes Argument vorgebracht worden wäre. Katharina mußte aus dem Saal geführt werden; sie drohte zusammenzubrechen. Einen herzerweichenden Blick warf sie im Gehen dem Geliebten zu, einen Blick, in dem dieser las, daß sie an ihn glauben würde, wie der Spruch des Gerichts auch lauten möge, der ihn aber gleichzeitig beinahe aus der Fassung gebracht hätte. Mit Mühe nur bewahrte er seine Haltung.

Einer der letzten Zeugen war der Wirt von der „Krone“ in Raint. Er bestätigte, daß der Angeklagte gegen Mittag nach dem Morde bei ihm eingekehrt war, und daß er ihm von dem Tode des Grafen erzählt hatte. Er habe den Eindruck gehabt, sagte er aus, daß der Ingenieur von der Tat noch nichts wußte. Er sei erschrocken gewesen und habe gesagt: dann sei Graf Konstantin der Erbe von Schonburg.

Auf die Frage, welchen Eindruck er von dem Angeklagten gehabt habe, ob ihm der Gedanke nicht gekommen sei, daß dieser mit dem Morde in Verbindung stehen könne, erwiderte der Wirt, an eine solche Möglichkeit habe er damals nicht gedacht. Auf diese sei er

erst viel später gekommen, und zwar sei sie im Gastzimmer erörtert worden. Wer zuerst davon gesprochen habe, könne er nicht angeben, es seien mehrere Gäste anwesend gewesen. Auch von der Waffe sei die Rede gewesen, die man in der Jagdhütte gefunden habe.

„Wann war es, daß davon gesprochen wurde, Brandt sei der Mörder?“ fragte der Vorsitzende.

„Genau kann ich das nicht sagen“, war die Antwort. „Jedenfalls lange nach dem Tode des Grafen. Vielleicht dreiviertel Jahr später — ja, es war im letzten Sommer.“

„Sie wissen also nicht, wer den Gedanken zuerst ausgesprochen hat? Überlegen Sie sich das doch genau“, wandte sich der Verteidiger an den Zeugen, nachdem ihn der Vorsitzende dazu ermächtigt hatte.

Der Wirt überlegte eine Weile, dann schüttelte er den Kopf. „Nein, da weiß ich nicht. Es waren allerhand Leute im Zimmer.“

„Waren es lauter Einheimische, oder waren auch Fremde dabei?“ fragte der Verteidiger weiter.

„Das kann ich nicht genau sagen. Es waren wohl auch Fremde da, wenigstens kannte ich nicht alle Gäste.“

„Wurde nun da gesagt, der Herr Brandt sei der Mörder, oder war davon die Rede, daß er schon verhaftet sei?“ fragte der Rechtsanwalt.

„Von Verhafteten hat da noch niemand gesprochen. Wir haben erst später erfahren, daß der Herr Brandt verhaftet sei.“

„Hören Sie einmal, Zeuge“, mischte sich jetzt der Vorsitzende hinein, „es kommt auf den Zeitpunkt an. wurde davon gesprochen, daß der Angeklagte hier der Mörder sei, ehe er verhaftet war, oder war er schon verhaftet, als diese Unterhaltung bei Ihnen in der Wirtschaft stattfand?“

„Das kann ich nicht sagen. Vielleicht war er schon verhaftet, das weiß ich nicht. Erfahren haben wir es jedenfalls erst später.“

„Hat der Verteidiger noch eine Frage?“

„Ich danke!“ sagte der Angeredete.

Der Vorsitzende sprach eine Zeitlang leise mit seinen Beisitzern, dann schloß er die Zeugenvernehmung. Die Plädoyers sollten der vorgerückten Stunde wegen erst am folgenden Tage stattfinden. Eine letzte Ermahnung an den Angeklagten, durch ein freimütiges Geständnis sein Gewissen zu entlasten, blieb ohne Erfolg. Er wurde abgeführt, und jeder der Anwesenden fühlte, daß der kommende Tag zu seiner Verurteilung führen mußte.

Der Gerichtssaal war bis auf den letzten Platz besetzt, und zahlreiche Neugierige mußten vor den verschlossenen Türen ununterrichteter Dinge umkehren.

Bläß und scheinbar teilnahmslos sah der Angeklagte auf seinem Plaze. Auf der Zeugenbank sah man nur wenige Personen, unter ihnen den Grafen Konstantin Schonburg. Viele von den Zeugen hatte das Gericht bereits entlassen. Auch auf das Erscheinen von Katharina von Hollen war verzichtet worden. Abgesehen davon, daß ihren Aussagen als der Verlobten des Angeklagten wenig Gewicht beizumessen war, würde sie den Erregungen dieses letzten Tages doch nicht adäquat gewesen sein.

Nach Eröffnung der Sitzung und Verlesung der von den Geschworenen später zu beantwortenden Fragen erhielt der Staatsanwalt als Vertreter der Anklage das Wort.

Er gab in scharf umrissenen Ausführungen ein Bild der unseligen Tat, wie sich diese nach dem vorliegenden Beweismaterial darstellte. Der Angeklagte sei, so führte er aus, von Natur aus begabt und tüchtig. Der Verkehr auf dem Schlosse Schonburg, den er von Jugend an gepflegt habe, sei ihm jedoch zum Verhängnis geworden. Durch ihn sei er an große Verhältnisse gewöhnt worden, wie sie ihm als Sohn eines Landarztes sonst nicht zugänglich gewesen sein würden. Durch seine spätere Tätigkeit in dem Betriebe des Grafen Konstantin von Schonburg in Berlin sei er dann in den Stand gesetzt worden, auf verhältnismäßig großem Fuße zu leben. Für sein Alter habe er da eine sehr selbständige Stellung eingenommen und die Aussichten für seine Zukunft seien daher die denkbar besten gewesen. Da kam das Versiegen der bisherigen Geldquelle. Der Betrieb wurde zunächst erschwert, dann allmählich nahezu lahmgelegt. Der Angeklagte bezog Monate hindurch kein Gehalt mehr. Die Gefahr völliger Einstellung der Arbeiten in dem Werke des Grafen Konstantin rückte näher und damit für den Angeklagten die Wahrscheinlichkeit, seine Stellung und damit alle seine bisherigen Zukunftshoffnungen zu verlieren.

Die Bemühungen, von anderer Seite Mittel zu erhalten, blieben ohne Erfolg. Es sei bewiesen, sagte der Staatsanwalt, daß der Angeklagte sich ganz besonders mit der Beschaffung neuer Mittel für das Werk beschäftigt habe. Kein Wunder sei dies, denn für ihn hing an dieser Frage die ganze Existenz. Gelang es ihm, Geld zu schaffen, so war seine Zukunft gesichert, er bekam dann für seine Person sofort nicht unerhebliche Mittel in die Hand, seine Stellung wurde erneut gefestigt und mußte bei dem Entgegenkommen des Grafen Konstantin von Schonburg womöglich noch größer und selbständiger werden als bisher, alle Gefahr war dann beseitigt und die Zukunft stand dem ehrgeizigen jungen Menschen offen. Da von keiner Seite Geld zu bekommen war und auch Graf Bodo von Schonburg sich trotz mehrfacher Bemühungen Brandts zur Herausgabe neuer Mittel nicht bereitfinden ließ, war es zum Bruch zwischen diesem und dem Grafen gekommen.

Harde Worte seien damals gefallen, ja, Brandt habe sich dritten gegenüber zu Äußerungen hinreißen lassen, die Drohungen gleichkamen. Hier sei zum ersten Male der Gedanke an Gewalt zum Ausdruck gekommen. Der Angeklagte sei von verschiedenen Zeugen, die ihm sonst wohlgesinnt waren, als ehrgeizig und gewalttätig geschildert worden.

Nicht verwunderlich sei es daher, daß er auf einen solchen Gedanken verfallen konnte. Hing für ihn an der Beschaffung von Geldmitteln für den Betrieb des Grafen Konstantin von Schonburg Existenz und Zukunft, so sei dies für den Grafen selbst nicht der Fall gewesen, da dieser über ausreichende Mittel verfügte, um auch ohne das Werk leben zu können. Es sei weiter bewiesen, daß der Angeklagte davon Kenntnis hatte, daß Graf Konstantin im Falle des Ablebens seines Bruders alleiniger Erbe der Herrschaft werden würde. Hier bot sich also eine Möglichkeit, mit einem Schlage alle Schwierigkeiten zu beseitigen und den Fortgang des Unternehmens des Grafen Konstantin zu sichern.

Ein Verdacht konnte auf den Angeklagten zunächst nicht fallen, da er unmittelbar keinen Nutzen von dem Tode des Grafen Bodo von Schonburg hatte. So war der Gedanke zur Tat entstanden. Der Angeklagte aber war nach seiner ganzen Veranlagung nicht der Mann, mit der Ausführung zu zögern. Die Gelegenheit bot sich bald. Trotz des Hasses, den Brandt gegen den Grafen Bodo empfand, und dem er, wie erwähnt, verschiedentlich Ausdruck gegeben hatte, nahm er eine Einladung zur Jagd bei diesem an. Nachdem er sich Monate hindurch von dem Grafen ferngehalten hatte, erschien er nun plötzlich wieder auf dem Schlosse und dies ausgerechnet einige Tage vor der Ermordung.

Die Untersuchung habe bewiesen, daß Brandt von der Absicht des Grafen Bodo Kenntnis hatte, einer Einladung in die Kreisstadt in jener Nacht zu folgen, die zu seiner letzten werden sollte. Es war also für den Angeklagten ein leichtes, dem Grafen aufzulauern; dieser konnte keinen anderen Weg zur Heimfahrt nehmen, als die Staatsstraße nach Schwiebus. Die Stelle westlich vom Scharrenhof, wo die Straße durch den Wald führt, war für das Vorhaben denkbar günstig. Die im Anschluß an die Jagdtage unternommene Nachsuche lieferte den Vorwand, die Nacht über im Revier zu verbleiben. Die Hütte lag nur zwei Kilometer vom Tatort. Der Angeklagte kannte die Gegend genau. Daß er dem Jäger, mit dem er bis zum Abend der Nachsuche obgelegen hatte, von seiner Absicht, auf der Hütte zu übernachten, keine Mitteilung machte, war erklärlich, da er befürchten mußte, daß dieser auch auf der Hütte verbliebe und so die Ausführung der Tat vereitelte. Es liege aber in dem Verschweigen dieser Absicht auch ein Beweis, daß der Angeklagte in dieser Nacht etwas vor hatte, das der Jäger nicht wissen sollte.

Dann kam die Ausführung der ruchlosen Tat. Hatte der Angeklagte bis dahin mit ruhiger Überlegung und kalter Berechnung gehandelt, so machte er, wie dies ja häufig zu beobachten sei, nach der Tat in der auf diese folgenden begreiflichen Erregung Fehler. „Jeder Verbrecher macht irgendeine Dummheit“, sagte der Staatsanwalt mit lauter Stimme, „und auch der Angeklagte hat sie gemacht, indem er zurückeilte zur Hütte und die Mordwaffe dort versteckte, ja, indem er in der Eile einen Handschuh mit versteckte, das heißt aus Versehen liegen ließ. Wir fanden ihn zwischen den Brettern des Dachbodens bei der Waffe, und es ist einwandfrei festgestellt, daß er dem Angeklagten gehört.“

Dann sehen wir den Mörder wieder mit ruhigerer Überlegung handeln. Er verschwindet nicht unauffällig, sondern geht nach dem Ort Raint und trägt ein Reh dorthin, als käme er von der Jagd. Das Reh aber war vom vorigen Tage, wo es bei der Nachsuche gefunden worden war. Das hat der Angeklagte selbst zugegeben, da er wohl nachträglich einsah, daß eine andere Behauptung von seiten des Jägers widerlegt werden mußte.

(Fortsetzung).

Verke om Schlooffstubbjenster.

In manchen Orten Nassaus ist es heute noch gebräuchlich, seiner Liebsten in der ersten Mainacht Birken vor das Fenster zu stellen.

Weike Zebe hente drauk om Berkeklamm. —
Uwe singt de Wind in alle Berkeblärren,
Kimmt des Berkehoor — ganz rasend gieht sein Kamm.
Oftmols flieht ewed en Aft — sun alder, derrer.

Berkehoor, des glenst unn duft — is frisch unn jung,
Nach e bische bleich, es denkt vir Schred os Fülle, —
Weil suwille Borsch, nor als Erinnerung,
Schlante Berke noachts os Schlooffstubbjenster stelle.

Schlante Berke, die om Schlooffstubbjenster stieh,
Sinn wie junge Märdcher, voll Haamlischeire,
Wonn de Mondchei dorch die Blärer goldigarle,
Uff die Better fällt in floore Frieslingszeire.

Still, se draame vo de Zeit, wies Mädche Staab
Met de Berkeleier kieht — als Braa — uffs Schipwache.

In de Berke met dem waache junge Laab
Zirren Herze hie unn her — om Schab sein Stubbche.
Georg Rieser.

Das verlorene Echo.

Von Albert Zeitlich (Wien).

Marianne Stein stand am Fenster des Besuchszimmers und spähte hinunter.

Was war das heute? Warum kam die Aufwärterin so lange nicht? Wo steckte die faule Mamsell wieder einmal? Wahrscheinlich stand sie an einer Stranede und sah dem Umzug des Schützenvereins zu, der mit Pantengebröhl und schrillen Trompetenstimmen die Gassen durchschritt.

Jetzt war die Musik abgebrochen, und die große Trommel

klappte nach. Unruhig ging Fräulein Stein im Zimmer auf und ab, und trat dann wieder ans Fenster, einen Blick auf die Gasse werfend. Jetzt war es zehn Uhr, schon eine Stunde Verspätung. Zu lange durfte es aber nicht mehr dauern! So räsonierte das alte Fräulein. Eine Rücksichtslosigkeit ohnegleichen, wegen ein paar Marschliedern alle Pflicht zu vergessen.

Ganz nervös lief sie in den Korridor hinaus und wieder ins Zimmer zurück. Die ganze Tageseinteilung wurde auf den Kopf gestellt, die Mittagsstunde verschoben, zu Fräulein Clarisse kam sie bestimmt zu spät und . . .

Da klopfte es und Lisa Menger trat ein.

„Ja, sagen Sie einmal, Lisa, was ist denn mit Ihnen? Wo sind Sie denn?“

„Ich bitte, Fräulein Stein, sind Sie nicht böse! Ich kann nichts dafür. Aber — aber — mein Hans ist fort.“

Und das hübsche Geschöpf schluchzte zum Steinerweichen. Aber laute Gefühlsäußerungen liebte Fräulein Stein nicht. Sie blinzelte das Mädchen an und sagte nach einer Weile: „Liebe Lisa, Sie sollten sich in meiner Gegenwart nicht so gehen lassen, und dann —? — Wozu hängen Sie Ihr Herz an so einen Menschen? Ich habe Ihnen gesagt, daß es Ihr Unglück wird.“

Fragen des Taltes waren dem Kind aus dem Volke unbekante Theorien, aber daß ihr der Hans Unglück bringen sollte, ihr Hans, den sie so lieb hatte, da wurde sie rebellisch.

„Na, hören Sie, Fräulein Stein, der soll mein Unglück sein? Der Hans? Ins Feuer ginge ich für ihn. Was hätte ich denn, wenn ich den Hans nicht hätte?“ Es sprudelte nur so aus dem Munde des jungen, frischen Dinges. „Der Weiner Agathe ihr Mann und die Buben von der Frau Flohr haben auch fortgemußt. Ins Bergwerk, da hier gar kein Verdienst ist. Und wenn der Hans genug verdient, dann will er mich nachkommen lassen. — Jesus! Rein toll könnte man vor Freude werden, wenn man daran denkt.“ Und sie lachte schon mitten unter Tränen.

Von der Strasse her erschollen jetzt die Klänge der Schützenkapelle. „Hören Sie, Fräulein, als wenn die Musik erraten hätte, wonan ich eben gesprochen, da spielen sie jetzt extra für mich: „Wann ich kumm, wann ich kumm, wann ich wied'rum kumm. . .“ Fräulein, sein's nicht so böse!“ Sie ging jetzt hinaus nach der Küche.

Aber die Töne des Volksliedes verfangen sich im Raume. Sie spannen die Gedanken des alten, kleinen Fräuleins, welches eigentümlich versunken vor sich hinblinzelte. Merkwürdig! Was sagte das Mädchen: „Was hätte ich denn, wenn ich den Hans nicht hätte?“ Sie erinnerte sich an den Ausdruck, mit dem ihre Nichte Agnes sie neulich anblickte, als sie, weil ihr jene wegen der tollen Streiche ihres Altesten klagte, sagte: „Wäre der Bub lieber nicht auf die Welt gekommen!“

Tagelang konnte sie den Blick nicht vergessen. Das lag wohl im Wesen der meisten Frauen, daß sie ein förmliches Martyrium freudig ertrugen? Sie möchte es nicht. Wozu? Sie hatte ihr ganzes Leben so eingerichtet, ja nur kein Verzeßleid erfahren zu müssen. Hätte sie damals dem Zuspruch der Verwandten nicht energischen Widerstand geleistet, so hätte sie heute auch erwachsene Kinder, vielleicht Söhne, und wie viel bittere Sorgen würde sie am Ende durchmachen müssen. Nein, nein! Es war gut so. Sie sah ja bei ihren Freundinnen, wie sie im Leben hin- und hergerissen wurden zwischen Leid und Freud. Gottlob! Ihr eigenes Leben verlief ruhig, ohne störende Zwischenfälle.

Einzeln verweht, drangen noch die Töne der Marschmusik herüber: „Muh i denn — muh i denn. . .“ Einmal im Leben ist das Lied für sie gesungen worden. Aber dann nie wieder. Da hatte sie eine Wehr zwischen sich und der Welt errichtet, hatte sich losgelöst von den Menschen unter Kummer und Leid, um nie mehr ein gleiches erdulden zu müssen. Damals hatte sie das letztemal geweint. „Wann i kumm — wann i wied'rum kumm.“

Wie kleine Geisterchen huschten die Töne im Raum. Einzeln — vereint — tollten und purzelten sie durcheinander, tanzten in wirren Reigen, kribbelten an ihr hinauf und hinunter und ließen sie nicht los.

„O! Du glaubst, wir klingen für dich? Nein, nein! Du hörst nur das Echo. Das richtige Lied hören nur die Draußen. Du hörst nur den Widerhall! Die echten Töne sind bei den andern, die leben. Du bist ja auch gar kein richtiger Mensch! Du bist ein Schatten. Du tust uns leid. Hast immer nur das verlorene Echo erlebt — von Freud und von Leid. Hat es dafür gestanden? — Bist alt geworden und hast niemanden, um den du je weinen könntest, niemanden, der einst um dich weinen wird. Ist so ein Leben wert, es gelebt zu haben? Tot und leer ist es in dir und kalt. Wie kalt! Br! Wir danken! Wir wandern weiter!“ — Und durch Tür und Fensterpalte entwichen sie und kamen nicht wieder.

Still war's um das alte Fräulein, außen und innen. — Tot und leer. — Das alte, liebe Geschöpf strich sich über die Stirn. Was war das eigentlich? Wer hat das gesagt: tot

und leer? Wie eine Nachtwandlerin schritt sie durchs Zimmer, schaute sich darin um. — Tot und leer. — Sie kam nicht los davon. Tot und leer. — Ja, warum? Warum eigentlich? Sie nahm doch teil an allen Ereignissen, mit großem Interesse verfolgte sie alle Vorkommnisse bei Freunden, Bekannten, im öffentlichen Leben. Sie war doch zufrieden und glücklich. — Glücklich? . . . Tot und leer. —

Waren das Worte? Nein! Schadenfrohe Robolde waren das, die an ihr rissen und zerrten, die sie würgten und preßten, die sich in ihrem armen, schmerzenden Hirn festkrallten. „Zuschauerin bist du gewesen — Danebenstehende — die, unberührt vom braulenden, schäumenden Leben, unter einer Hülle von Fühllosigkeit, Apathie und Stumpfheit vegetiert hat, keinem zu Ruh und Frommen. Und an diesem um dich mühsam aufgerichteten Gebäude deines Lebens rüttelt das Schluchzen eines kleinen Mädchens, das wegen des Verneins ihres Liebsten bangt und weint. Du aber hast niemanden, um den du weinen könntest — hast es sogar als Glück betrachtet, daß es so ist, nicht wahr?“

Marianne Stein mußte die Augen schließen vor brennendem Schmerz. Da stiegen aber feuchte Tropfen auf aus dem Innern. Wie durch versteinerten Grund bahnten sie sich mühsam den Weg. Zwischen den Wimpern blinkte eine Träne — bald folgte eine zweite. Zaghaft noch eine, und plötzlich schüttelte ein Krampf den ganzen zarten Körper. Das alte Fräulein weinte — weinte hilflos, fassungslos — weil es um niemanden zu weinen hatte.

Anekdoten.

Von Xantia.

Der berühmte Sänger Fedor Schaljapin kannte eine Zeitlang, als er noch nicht bekannt war, Entbehrungen und Härten, oft fehlte ihm das Geld, um zu essen, und so mußte er auch die Miete für seine Mansarde monatelang schuldis bleiben. Einmal sagte seine Wirtin zu ihm: „Wissen Sie was, Herr Schaljapin, ich bin bereit, Ihnen möglichst entgegenzukommen. Ich will den dritten Teil Ihrer Mietschuld vergessen.“ — „Gut, dann will ich Ihnen auch entgegenkommen“, erwiderte Schaljapin, „ich vergesse die anderen zwei Drittel.“

Ein bekannter Hollywooder Filmstar fragte Charlie Chaplin: „Du hast doch eben meine Frau gesehen, wie gefällt sie dir?“ — „Ich beneide dich“, sagte Chaplin, „sie ist sehr schön.“ — „So?“ rief der Filmstar. „Ich lasse mich doch von ihr scheiden.“ — „Dann beneide ich dich noch mehr“, antwortete Chaplin.

Strindberg war nicht mehr jung, und er dachte auch nicht daran, ein drittes Mal zu heiraten. Doch geschah es in jener Zeit, daß er sich in die Schauspielerin Harriet Bosse verliebte. Eines Tages sagte er zu ihr: „Harriet, für Sie könnte ich das Schlimmste ertragen.“ — „Ach, das könnte jeder sagen“, meinte die Schauspielerin, „wie wollen Sie mir das beweisen?“ — „Werden Sie meine Frau“, sagte Strindberg.

Zu Anatole France kam einmal ein junger Dichter, um ihm sein Werk vorzulesen. Ehe der junge Schreiber mit dem Lesen beginnen konnte, nahm ihn der Sekretär von Anatole France an die Seite und flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn Sie dann mit dem Lesen fertig sind und das Zimmer verlassen wollen, gehen Sie, bitte, ganz leise auf den Zehenspitzen hinaus.“ — „Warum auf den Zehenspitzen?“ fragte der junge Schreiber verwundert. — „Damit Sie den Meister nicht aus dem Schlaf wecken“, war die Antwort des Sekretärs.

Der bekannte Filmschauspieler Reinhold Schünzel sagte einmal zu einem jungen Mädchen: „Fräulein, ich liebe Sie unheimlich!“ — „Wie viel Mädchen mögen Sie schon betrogen haben?“ stichelte das Mädchen. — „Fräulein, ich schwöre Ihnen, Sie sind die erste!“ gab Schünzel zurück.

Zwei Schauspieler unterhalten sich am Stammtisch. „Wie gefiel ich dir gestern als König von —“ — „Seit gestern bin ich ein Anhänger der Republik geworden“, erwiderte der andere.

Tom Mix stand vor dem photographischen Apparat. Diesmal sollte es nur ein Privatbild werden. „Lachen Sie ein wenig“, empfahl der Photograph. — Tom Mix verzog das Gesicht nur noch mehr. — „Warum lächeln Sie nicht?“ fragte der Photograph. „Denken Sie an etwas Schönes, an etwas recht Liebes, zum Beispiel an Ihre Gattin.“ — Tom Mix entrüstete sich: „Sie sind bestimmt noch nicht verheiratet gewesen!“



Mütter und Söhne.

Alle großen Männer haben verständnisvolle Mütter gehabt. Diese Mütter legten der Begabung ihrer Kinder niemals übertriebene Wichtigkeit bei, aber sie haben es stets verstanden, Talente anzuregen, ohne Eitelkeit und Überhebung hervorzuheben, sie haben auch verstanden, den Charakter zu vertiefen und Härten und Schwächen auszugleichen.

Die rührendste Muttergestalt, Maria, die Mutter Christi, durchsonnt noch heute mit ihrer demüthigen Zärtlichkeit unsere christlichen Feste. Ihre lichte Güte lächelt uns als Symbol der Mütterlichkeit in unergründlichem Zauber aus den Gemälden alter und moderner Meister entgegen.

Alexander der Große und seine Mutter Olympias hingen mit großer Liebe aneinander. Die Mutter verstand es, in ihm den Instinkt für das Grobartige und wahrhaft Große zu wecken, zugleich aber auch, ihn zu heroischer Seelenstärke zu erziehen und sein Gemüth zu bilden. Erst durch diese anerzogenen, von der Mutter gewollten Eigenschaften, gelang es ihm, sich mit seinen angeborenen Fähigkeiten: — Verstandeshärte und hohem persönlichen Mut — zu jener geschichtlichen Größe emporzurufen, die in der universalen Entwicklung der Menschheit einen Wendepunkt bedeutet.

Aus der neueren Geschichte ragt Napoleon als treuer Sohn seiner Mutter hervor, der alle Härte und Rücksichtslosigkeit seiner Natur vergißt, sobald es sich um die Mutter und deren Wohl handelt. Er darbt sich als junger Leutnant das Brod vom Munde ab, um die knappen Mittel Lätitia zu vermehren. Er schriftstellerte im Anfang seiner Laufbahn, um sich durchzubringen und die Mutter und die Familie daheim zu unterstützen.

Ein ideales Verhältnis verband Goethe und seine Mutter. Die entzückenden Briefe der Frau Rat an ihren Sohn atmen Humor und Liebe, und er dankt ihr mit schelmischer Heiterkeit und läßt sie teilhaben an den Freuden und Sorgen seines Lebens.

Verständnisvolle Mutterliebe leitete die Jugend Bismarcks, und die liebliche Gestalt der Königin Luise mit ihren beiden Knaben taucht vor uns auf, wenn wir das Kapitel Mütter und Söhne streifen. Die erste Jugend von Heinrich Heine, Nikolaus Lenau, Heinrich von Kleist wurde von Müttern geleitet, die wohl leidenschaftliche Liebe und auch Verständnis für die Begabung ihrer Söhne hatten, aber sie verstanden nicht, die Charaktere zu bändigen — Liebe tut's nicht allein.

Die Mutter von heute steht den unbefürmerten Forderungen ihrer jungen Söhne niemals hilflos gegenüber. Sie weiß, daß unbedingt der Jugend das Recht zusteht, sich durchzusetzen, wenn auch die Art, in der der Sohn heute verlangt, daß die Welt Verständnis für seine Wünsche hat, schroff und unduldsam geworden ist.

Man darf darüber auch nicht betrübt oder erregt werden. Jede Zeit schmiedet sich die Menschen, die sie braucht. Die jungen Leute von heute sind herb und ohne Sentimentalität. Wenn sie ihre Werther-Zeit haben, so verstehen sie es, damit fertig zu werden, ohne die Umwelt zu belasten.

Zur Mutter stehen die Söhne kameradschaftlich, denn die vernünftige Frau unserer Zeit legt bedeutend weniger Wert darauf, eine Respektsperson zu sein, als eine verständnisvolle Gefährtin. Sie plagt sich auch nicht mit: Wie sag ich's meinem Kinde — mit dem die Mama von vorgestern sich und der heranwachsenden Jugend peinliche Stunden bereitet hat. Kommt der Jugend die Zeit des Wissenmüssens, die übrigens immer früher da ist, als die Mama glaubt, so bespricht die Frau von heute mit selbstverständlicher Ruhe Tatsachen. Wenn sie zu ihrem Sohn sagt: im Mai erwartet Tante Lore ein Kindchen, sie wünscht sich ein Mädchen — so nimmt das der Sache jeden geheimnisvollen Reiz. Geschehnisse des täglichen Lebens in vernünftiger Art mit den Kindern zu besprechen, ohne Ermahnungen und lehrhafte Bemerkungen anzuknüpfen, ist die einfachste Art, sich junge Lebenskameraden zu erziehen. Von den Gefahren der Erotik spricht die Mutter am besten nicht, weil so ein Gespräch doch immer verstimmende Momente bergen kann. Sie gibt dem Sohn ein sorgfältig ausgewähltes Buch, das in würdiger Art solch ein Thema behandelt und bespricht unpersonlich diese Lektüre mit ihm. Der Sohn muß den Eindruck haben, daß die Mutter ihn jetzt zu den Erwachsenen zählt und Fragen, die sie interessieren, mit ihm besprechen möchte.

Es ist leider ein Zeichen unserer Zeit, daß die Väter den

erwachsenen und heranwachsenden Söhnen verständnislos gegenüberstehen. Daß die jungen Leute unbefürmtert und ungefragt ihre Meinung sagen, daß sie dem Willen der Eltern trotzen und unbeugsam ihren Willen entgegensetzen, daß sie bedeutend mehr Wert auf sorgfältige Kleidung legen, als frühere Generationen in Deutschland, daß sie auch ihren Anteil an Vergnügungen haben wollen, die Geld kosten — das alles bringt den Herrn des Hauses auf. Er spricht von der Zeit der Not, von bescheidener Lebensführung, stellt Vergnügungssucht, Puffsucht, Verflachung der Jugend fest, und — er hat sich seinen Sohn mal so ganz anders gedacht.

Hier ist es Pflicht der Mutter, ausgleichend zu wirken. Söhne sind immer anders als die Väter waren, müssen anders sein. Wir brauchen selbstbewusste, sportgestaltete, ehrliche Jungen, strenge, kühle Wissenschaftler, rücksichtslose kühne Techniker — Tatmenschen, die fatalistisch an sich selbst glauben.

Und sie wachsen um uns heran. Wenn wir nur Augen haben zu sehen, so braucht uns um Deutschlands Zukunft nicht bange zu sein. Diese Jugend aber fordert lebensbejahende, frische Mütter, die voll Munterkeit ihres Alltags Weh und Ach vergessen.

Die Frau von heute muß glauben an den Sieg der neuen Zeit und an den Sieg der neuen Jugend, und sie muß verjöhnend, ausgleichend, heutigend neben dem Mann der Gegenwart und den Männern der Zukunft stehen.

Klara von Wedelstaedt.

Das goldene Buch der Küche.

Ein praktischer Ratgeber für Küche und Wirtschaft, herausgegeben von Erich Urban (Verlag Ullstein, Berlin). — Dieses neue groß angelegte Kochbuch ist ein alles umfassendes, von ersten Kochkünstlern geschriebenes Werk und geht von ganz neuen Gesichtspunkten aus. Es bietet nicht die übliche Aneinanderreihung von Rezepten und setzt nichts als bekannt voraus, sondern unterrichtet wie ein Geizhörn über alles für Küche und Haushalt Wissenwerthes. In drei Hauptteile gliedert das „Goldene Buch der Küche“ seinen Stoff. Mittelpunkt ist der farbige Rezeptteil der eine praktische Neuerung bedeutet! Er beendigt das umständliche Suchen im Register. An 2000 Rezepte sind hier zusammengetragen, darunter seltene aus aller Herren Länder. Jedes Rezept mit genauer Angabe von Preisen und Gewichten! — Ein weiterer Abschnitt unterrichtet über Werden und Vergehen der Materialien, gibt die bisher immer vergeblich gesuchten praktischen Anleitungen über Einkauf, Zubereitung usw. Viele Bilder zeigen alle Handgriffe für Anrichten, Servieren, Tranchieren, Tischdecken usw. Krankenkost, vegetarische Kost, Roh- und Naturkost, Junggelesenenrezepte, ausländische Spezialitäten und Rezepte für die Wochenend-Küche, allerlei Rezepte für Spezialküchen bringt schließlich der dritte Hauptteil. In einer Preiskala am Schluß des Buches sind die Dinge nicht nach Gruppen, sondern nach ihren Preisen geordnet. Über Gerichte für 7 Pfennig bis zu 28 Mark gibt die Preiskala rasch Auskunft. Wer dieses Küchen-Standardwerk für Stadt und Land besitzt, sei er nun Hausfrau, Junggelesener oder Junggelesenerin, kann jede Mahlzeit vom einfachsten Mittagessen bis zum großen Gesellschaftsdinner herrichten. Und wer noch nie gekocht hat, der lernt es hier!

Zeitschriftenschau.

Von der Perlenstickerei bis zum duffigen Kinderkleidchen reicht der Abbildungsstoff des Artkhefies der Zeitschrift „Stickereien und Spitzen“. Man sieht die Frau am Stidrahmen: ein reizvoller Tüllvorhang kommt unter den fleißigen Händen hervor. Handgefloppelte Decken breiten ihre large, stille Schönheit aus, Perlenstickereien zeigen den hauchartigen, perlmutterigen Glanz ihres feinen Materials (besonders die vergeistigten Schilire von Käte Luise Rosenstock lassen sich fein zu zarten, liegenden Abendkleidern denken). Eine Fundgrube der schönsten Anregungen, nicht nur zur guten Wahl beim Kauf, zur Durchführung einer höheren Lebensform, sondern auch zu eigener, freudbringender Betätigung für jede Frau von Geschmack. In dem stets glänzend unterrichteten Blatt des bekannten Darmstädter Kunstverlags Alexander Koch G. m. b. H. werden an die Handelkünstler dieselben hohen Maßstäbe angelegt, wie sie in Dingen der bildenden und angewandten Kunst üblich sind.